

Debatte

Wozu Anthropologisierung der Geschichte?

Einige Anmerkungen zur kontraproduktiven Polarisierung der Erkenntnisinteressen in den Geisteswissenschaften¹

von Maren Lorenz

1. Vorbemerkung

Geschichtswissenschaft ist „Erfahrungswissenschaft“.² Diese nicht ganz neue Erkenntnis Reinhart Kosellecks beschreibt in einem Wort das methodische Dilemma unseres Faches. Dasselbe Fazit zog noch unlängst Norbert Schindler aus seiner leidenschaftlichen Auseinandersetzung mit gleichermaßen postmoderner wie neo-traditioneller Kulturgeschichtsschreibung.³ Erfahrungswandel der Forschenden zieht deshalb, so Koselleck 1988, häufig das Bedürfnis nach Wechsel oder mindestens Erweiterung der Methoden nach sich. – Erfahrungen sind nicht nur wandelbar, sondern gleichzeitig auch vielfältig. Dieses Problem umging Koselleck, indem er vage die Binsenweisheit „minimale[r] anthropologische[r] Gemeinsamkeiten“ konstatierte. Unleugbar ist jedoch, dass sich aus verschiedenen Perspektiven nicht nur unterschiedliche Fragen an die Vergangenheit stellen, sondern gerade aus unterschiedlichen Welt- und Menschenbildern auch andere Antworten ableiten lassen. Mit Geschichte wurde schon immer Politik gemacht. Doch historische Argumente spiegeln nicht nur nationale Befindlichkeiten oder religiöse Normen, sondern auch den jeweiligen naturwissenschaftlichen „mainstream“ wieder.⁴ Angesichts dieses fortwährenden Objektivierungsproblems und nicht zuletzt wachsender ökonomischer Zwänge, lassen sich Geschichte und Kulturwissenschaften zunehmend zur Legitimation ihrer Methoden an der Messlatte der naturwissenschaftlichen Empirie nöti-

1 Folgende Überlegungen sind aus meinen körperhistorischen Forschungen hervorgegangen und wurden in verschiedenen Varianten vor stets sehr kritischen Auditorien (Natur- wie Geisteswissenschaftlern) vorgetragen und anschließend mehrfach überarbeitet. Für die fruchtbaren Diskussionen sei hiermit kollektiv gedankt.

2 *Reinhart Koselleck*, Erfahrungswandel und Methodenwechsel. Eine historisch-anthropologische Skizze (1988), erneut in: ders.: Zeitschichten. Studien zur Historik. Mit einem Beitrag von Hans-Georg Gadamer, Frankfurt a. M. 2000, 27–77. Verwiesen sei besonders auf die „semantische Vorbemerkung“, 27–31.

3 *Norbert Schindler*, Vom Unbehagen in der Kulturwissenschaft. Eine Polemik, in: *Historische Anthropologie* 10 (2002) H. 2, 276–294, hier 293 f.

4 Der Einfluss u. a. der telegrafischen und elektrischen Revolutionen auf Sprache und Konzepte der deutschen Geschichtswissenschaft um 1900 wird gegenwärtig untersucht. Vgl. *Alessandro Barberi*, Nietzsche, Freud, Saussure. Eine historische und epistemologische Transformation des Historischen um 1900, in: A. Bove (Hg.), *Questionable Returns*. IWM Junior Visiting Fellows Conference Bd. 12, Wien 2002, als Online-Publikation unter: www.iwm.at/publ-jvc/jc-12-07.pdf.

gen.⁵ Deren eigene Abhängigkeit von historischen Rahmenbedingungen wird andererseits nach wie vor kaum infrage gestellt.⁶ Es verwundert, dass bei der seit einiger Zeit geführten Debatte um die theoretischen Grundpositionen einer erneuerten Geschichtswissenschaft, die auch und gerade in der Zeitschrift „Historische Anthropologie“ stattfindet, der Aspekt der Annäherung an die Biowissenschaften bislang keinerlei Berücksichtigung fand.⁷ Gerade in den Geisteswissenschaften wird die Geltungskraft „naturwissenschaftlicher Tatsachen“ in Bezug auf so scheinbare Entitäten wie Physiologie und Psychosomatik, Leben oder Tod völlig überschätzt.⁸ Obwohl gerade Historiker um die Vergänglichkeit von Wahrheiten wissen und diese erforschen, erstaunt, wie selbstverständlich gegenwärtiges naturwissenschaftliches Wissen zur „ultima ratio“ erhoben und in Argumentationsketten eingebaut wird, ohne diese Perspektive zu historisieren. Gegenwärtig ist es die Hirnforschung, die sich hauptsächlich mit der Philosophie in einer Auseinandersetzung darüber befindet, ob die alte Frage nach der Entstehung des menschlichen Bewusstseins bald abschließend beantwortet werden kann.⁹ Die Neurophysiologie versteht im Gegensatz zur kartesischen Philosophie Bewusstsein als Phänomen, das allein auf der Basis von hoch spezialisierten Bindungsneuronen entsteht, die Nervenreize unterschiedlicher Hirnregionen synchronisieren und selbstreflexiv verschalten. Entsprechend beschreibbar (Neuronen, elektrische Ladungen etc.) wird die Entstehung von Bewusstsein, lokalisierbar allerdings nicht.

5 Vgl. dazu auch *Roland Benedikter*, Das Verhältnis zwischen Geistes-, Natur- und Sozialwissenschaften, in: Theo Hug (Hg.), *Wie kommt die Wissenschaft zum Wissen?* 4 Bde., Baltmannsweiler 2001, Bd. 4, 137–159. Er konstatiert allerdings gleichzeitig eine „*unterschwellige reziproke Assimilation*“ (H.i.O.), 137.

6 Vgl. die Ausführungen von *August Nitschke*, Naturwissenschaftliche Erklärungen innerhalb der Kulturgeschichte, in: Wolfgang Hardtwig/Hans-Ulrich Wehler (Hg.), *Kulturgeschichte Heute*, Göttingen 1996, 316–333. In diese Richtung zielten bereits seine vielen Arbeiten zur Körper- und Bewegungsgeschichte.

7 Vgl. *Hans Medick*, Quo vadis Historische Anthropologie? Geschichtsforschung zwischen Historischer Kulturwissenschaft und Mikro-Historie, in: *Historische Anthropologie* 9 (2001) H. 1, 78–92, die darauf erfolgte Replik von *Wolfgang Sofsky*, Systematische und historische Anthropologie. Adnoten zu Hans Medicks: „Quo vadis Historische Anthropologie“, in: *Historische Anthropologie* 9 (2001) H. 3, 457–461. *Schindler*, Unbehagen, streift immerhin diesen Aspekt in Reaktion auf Sofskys „nicht mehr ganz taufische(n) Verlockungen“ durch Naturalisierung, hier 284 f.

8 Die konkreten Gefahren führten unlängst noch zwei Medizinstatistiker vor Augen: *Hans-Peter Beck-Bornholdt/Hans-Hermann Dubben*, *Der Schein der Weisen. Irrtümer und Fehltritte im täglichen Denken*, Hamburg 2001, hier v. a. das letzte Kapitel. Verwiesen sei auf ein ZEIT-Interview mit den Autoren: http://www.zeit.de/2002/01/Wissen/200201_m-interview_medi.html. – Klassisch: *Thomas S. Kuhn*, *The Natural and the Human Sciences*, in: David R. Hiley/James F. Bohman/Richard Shusterman (Hg.), *The Interpretive Turn. Philosophy, Science, Culture*, Ithaca, New York 1991, 17–24, besonders 22 f., wo er seinen Schlüsselbegriff des Paradigmas durch „hermeneutic base“ ersetzt, weil die Bedeutungszuschreibung in den Naturwissenschaften identisch mit der Interpretation der Geisteswissenschaften sei.

9 *S. Thomas Assheuer* in der ZEIT 39 (2002) zur nicht-öffentlichen Tagung der Universität Dortmund „Was macht eine Lebensform human? Geistes- und naturwissenschaftliche Perspektiven.“ (Sept. 2002): *Im Labyrinth der Synapsen. Was macht den Menschen zum Menschen? Ein Streit zwischen Hirnforschern und Philosophen*: http://www.zeit.de/2002/39/Wissen/200239_kongress.html.

Andererseits erfreuen sich viele innerhalb der Biowissenschaften als überholt geltende Auffassungen noch lange hoher Wertschätzung in den Kultur- und Geisteswissenschaften. Wer z.B. frühneuzeitliche Berichte über stillende Männer belächelt, hätte sich in humanmedizinischen Fachzeitschriften und Veterinärblättern längst über die fachinterne Selbstverständlichkeit solch tabuisierter Phänomene informieren können.¹⁰ Doch wer würde von sich aus vermuten, dass Männer und Frauen organisch und biochemisch über die selben Säugefähigkeiten verfügen, da das Stillen doch *die* urmütterliche Funktion schlechthin symbolisiert?

Hier zeigt sich die gesellschaftliche Brisanz der Dekonstruktion biologischer „Tatsachen“. Selbst derartige, für die Formierung gesellschaftlicher Spielräume und Aufgabenverteilungen elementare Stereotypen, sollen auf Vorannahmen und axiomatischen Definitionen beruhen, die mit gesellschaftlichen Normen und deren Wandel in wechselseitigem Zusammenhang stehen – und sind nur vermeintlich „natürlich“. Der Geltungsbereich von Grundannahmen über die „Natur des Menschen“ wurde erst in den letzten zwei Jahrzehnten fundamental infrage gestellt. Die Wirkungsmacht solcher Irritationen erscheint Politik wie Teilen der Wissenschaft so bedrohlich, dass es zu einer zunehmenden Emotionalisierung und Polarisierung der Debatte um die letzten „Entitäten“ und angeblichen „anthropologischen Universalien“ kommt. Diese Auseinandersetzung scheint, wenn überhaupt, in den Geschichtswissenschaften immer noch nur zwischen den Zeilen stattzufinden.¹¹

Zur Anschauung seien einige Beispiele angeführt, die verschiedene im „corpus“ der Historiographie verborgene Menschenbilder sichtbar machen. Anschließend werden kurz einige Ansätze fremder Disziplinen vorgestellt, die sich schon länger mit Körper- und davon abgeleiteten Menschenbildern beschäftigen und in neueren Ansätzen der historischen Forschung vermehrt verwendet werden. Sie sollen auf ihre Axiome hin betrachtet werden.

Zur Einordnung verschiedener Theorien muss man beachten, dass sie von ganz unterschiedlichen Zielvorstellungen ausgehen. Während es den einen um die Entdeckung anthropologischer Konstanten geht, d.h. um Ähnlichkeiten und Gemeinsamkeiten, bemühen sich die anderen um die Historisierung scheinbarer Entitäten, indem sie Unterschieden und Wandel im Prozess gesellschaftlicher Lebensweisen und Selbstbilder nachspüren.

Im Folgenden soll gezeigt werden, dass die in der Regel polarisierend bemühten Kategorien von „Essentialismus“ und „Konstruktivismus“ weder zutreffend noch hilfreich sind. Stattdessen sei für eine ‚neue Bescheidenheit‘ bei der Suche nach

¹⁰ Mangelnde emotionale Bereitschaft bei fehlender mechanischer Reizung der Brustwarzen verhindern demnach das Auslösen der Botenstoff-Hormonbildungs-Kette, die die Milchproduktion veranlasst. Vgl. ausführlich hierzu: *Otmar Tönz*, Curiosa zum Thema Brusternährung. Von stillenden Vätern, bärtigen Frauen und saugenden Greisen.: <http://www.saez.ch/pdf/2000/2000-20/2000-20-438.pdf> oder Schweizerische Ärztezeitung 81 (2000) H. 20, 1058–1063.

¹¹ Vgl. dazu *Hans Medick*, Quo vadis, 83 ff., der auch auf die nach wie vor missverständliche Verwendung des Begriffs „Historische Anthropologie“ verweist, die auf konträre Ansätze zurückgeht. Vgl. dazu ausführlich die bewusst getrennt behandelten Kapitel H. A. I und H. A. II in: *Marren Lorenz*, Leibhaftige Vergangenheit. Einführung in die Körpergeschichte, Tübingen 2000, 61–71 und 81–90, sowie *Schindler*, Unbehagen, 283 ff.

„den letzten Dingen“ plädiert, die nicht als „fragwürdiger Wertrelativismus“ verstanden werden darf. Dieser Vorwurf, gern mit übertriebener „political correctness“ verwechselt, wird immer wieder hervorgeholt und als polemische Unterstellung pauschal in den Ring geworfen.¹² Unlängst unternahm dies in dieser Zeitschrift noch der Soziologe Wolfgang Sofsky.¹³ Niemals ist mir in der langjährigen Auseinandersetzung mit konstruktivistischen Ansätzen ein Text untergekommen, der tatsächlich auf diese Weise eine konditionale Verknüpfung zwischen sozialer Konstruktion eines bestimmten menschlichen Verhaltens und dessen ethischer Legitimität vorgenommen hätte (wenn etwas möglich ist und lange üblich war, dann ist es zwangsläufig auch gut). Sofsky nennt dies „politisch korrekten Kulturrelativismus ... ein Folgeproblem des Quietismus“ und führt als Beispiele u. a. die „Todesstrafe“, „rassistische Säuberungen“ und ritualisierte sexuelle Gewalt an.¹⁴ Gern werden sonst auch die Shoah oder die Folter als Totschlagsargumente gegen die angeblichen moralischen Relativierer ins Feld geführt.¹⁵

Im Gegenteil: Bewertungen von Lebensweisen und Praktiken der eigenen, anderer und vergangener Kulturen erfolgen immer vor dem Hintergrund eines spezifischen Menschenbildes. Solche Schlüsse sind unvermeidlich, angemessen und sogar erforderlich, wenn Forschung nicht nur als Selbstzweck, sondern mit dem Anspruch gesellschaftlicher Mitgestaltung betrieben wird. Doch haben sie „am Ende“ einer ausgewogenen Analyse zu erfolgen und nur dann, wenn das eigene Menschenbild, die Axiome und normativen Standards vorher klar benannt und dadurch transparent gemacht werden. Es muss jedoch der Anspruch erhoben werden dürfen, dass Forschende die eigene Zeit- und Kulturgebundenheit realisieren und die eigenen Erkenntnisse als die historischen Diskurse von morgen begreifen. Der Verzicht auf die Anmaßung des anthropologischen ‚Steins der Weisen‘ bedeutet eben nicht die Abkehr von moralischen Parametern. Dies stellt eine unzulässige Verknüpfung dar. Wissenschaft, die behauptet, ohne Moralstandards auszukommen, ist gar nicht arbeitsfähig, da ihr schon im Vorfeld die Legitimation und der Nachweis der Forschungsrelevanz abhanden käme. Die Synthese, aus der Vielfalt sozialer Konstruktionen vor dem Hintergrund minimaler und nicht bis ins Letzte isolierbarer anthropologischer Konstanten „Lehren“ zu ziehen, ist im Gegenteil eine hoch moralische, wenn auch undankbare Leistung, da man Angriffsflächen bietet. Welche Verhaltens-

12 Vgl. beispielsweise die Fehlinterpretation meiner einleitenden Ausführungen in: Lorenz, Vergangenheit, hier 23–31, durch *Gideon Stiening*, Body-lotion. Körpergeschichte und Literaturwissenschaft. In: *Scientia Poetica* 5 (2001), 183–215, v. a. 196 f., Fn. 72. Hans-Ulrich Wehler unterstellte dies äußerst böseartig den Theorien Foucaults, vgl. *Hans-Ulrich Wehler*, Die Herausforderung der Kulturgeschichte, München 1998, 82–86 und 88 ff.

13 Vgl. *Sofsky*, Anthropologie.

14 Ebd. 457 f.

15 Vgl. etwa *Ian Hacking*, Was heißt „soziale Konstruktion“? Zur Konjunktur einer Kampfvokabel in den Wissenschaften, Frankfurt a. M. 1999, 15 ff. Einen ähnlichen Vorwurf erhebt *Norbert Schindler*, Unbehagen, hier 278 ff. bezüglich der Definition von Kultur. Seine Behauptung, ausgerechnet die Körpergeschichte als Repräsentantin poststrukturalistischer Ansätze stelle nur einen Aufguss der universalisierenden Elitendiskurs-, also Geistesgeschichte dar, ist ebenfalls nicht nachvollziehbar (vgl. 280 ff.), auch wenn ich seine Kritik an beobachtbaren Kanonisierungsbestrebungen einer elitären Kulturgeschichte teile.

weisen wir für positiv und welche für negativ erachten, muss stets ausgehandelt, vermittelt und in der „longue durée“ immer wieder reevaluiert werden. Wer z. B. Klitorisbeschneidung nicht neutral als eine kulturspezifische Ausprägung prämoslemischer Stammeskulturen akzeptieren möchte, hat das moralische Recht, vor dem Hintergrund des ethischen Axioms unteilbarer Menschenrechte und der körperlichen Unversehrtheit eine Abschaffung dieser Praktiken zu fordern (Schmerzempfindung wäre hier z. B. die ultimative anthropologische Referenz). Wer das Axiom der unteilbaren Menschenrechte unter Berufung auf metaphysische Kräfte nicht zu teilen bereit ist (hauptsächlich religiös-normativ argumentierende Essentialisten), steht in der Tat außerhalb einer rational argumentierenden Gesellschaft – ein dramatisches kommunikatives und dabei uraltes Dilemma.¹⁶

Wolfgang Sofsky erhob in der „Historischen Anthropologie“ noch einen weiteren logisch-methodischen Vorwurf: Die Idee der „sozialen Konstruktion“ suggeriere fälschlicherweise, „die soziale Welt stünde der menschlichen Willkür zu Gebote“. Er wirft einem unspezifischen Spektrum konstruktivistischer kulturwissenschaftlicher Ansätze „logische und theoretische Fehlschlüsse“ vor.¹⁷ Sofsky spricht von „Eigendynamik“ in sozialer Interaktion; diese Einlassung sei unbestritten. Der Beweis für die Behauptung, dass sich diese Prozesse kontextunabhängig vollzögen, wäre allerdings erst noch zu erbringen. Nur weil Sofsky selbst von der absoluten Dominanz eines psychoanalytisch verstandenen Unbewussten überzeugt ist¹⁸, bedeutet dies im Gegenzug jedoch nicht, dass Konstruktivisten andererseits so naiv wären zu glauben, jegliches menschliche Verhalten wäre intendiert, soziale Strukturen allein das Ergebnis solch absichtlichen Handelns. Wenn Konstruktivisten etwas vorgeworfen werden kann, dann doch die lästige Erkenntnis, dass die Welt noch komplexer ist als vermutet und gerade im empirischen Einzelfall jegliche Ursachenanalyse und genetische Rekonstruktion an ihre Grenzen stoßen muss. Dies ist gerade deshalb der Fall, weil auch von ihnen die Ansicht durchaus geteilt wird, die von Sofsky „somatische Doppelexistenz“ von „Körper und Leib“ genannt wird, welche nie aufzulösen sein wird. Individuelle Biographie (soziale wie physische) beeinflusst jegliche Entscheidung mit und ist nicht anatomisierbar.

Wenn Sofsky dennoch die Forderung nach den „invarianten Eigenschaften und Strukturen der menschlichen Existenz“ nach abstrakten „Universalien“ oder „Substanzen“ aufrechterhält, ist das zunächst einmal nicht mehr als eine Frage der persönlichen Forschungsinteressen. Eine endgültige analytisch empirische Antwort auf diese Fragen, die ohne Axiome auskommt, ist jedoch nicht möglich. Es kann kei-

¹⁶ Dieses Grundproblem verbirgt sich teilweise hinter gegenwärtigen weltpolitischen Problemen. Da die staatlichen ideologischen Apologeten der von ihnen emblematisch hochgehaltenen Menschenrechte diese jedoch selbst nicht achten (wollen), entziehen sie von vornherein jeglicher ernsthaften Argumentation im rhetorischen Kampf um die Notwendigkeit und den Nutzen von Toleranz „anderer sozialer Konstruktionen“ und der globalen Wahrung moralischer Minimalstandards den Boden.

¹⁷ Sofsky, *Anthropologie*, 458 und 459.

¹⁸ Dieser theoretische Überbau wird an anderer Stelle explizit, vgl. z. B. Wolfgang Sofsky, *The Endurance of Impotence. The Dynamics of Persecutory Violence*, in: *International Psychoanalysis* 8 (1999) H. 1, online unter: <http://www.ipa.org.uk/newsletter/99-1/E1.htm>.

ne objektive „Geschichte des Körpers“ geben, die man einer davon analytisch klar geschiedenen „Geschichte der Vorstellungen vom Körper“ vergleichend gegenüberstellen könnte, wie es der Soziologe fordert.¹⁹ Auch Sofsky selbst arbeitet selbstverständlich mit axiomatischen Vorgaben. Sein bekanntes „Traktat über die Gewalt“ ist keine empirische Arbeit, kein Ergebnis einer „systematischen Anthropologie“, sondern – wie der Titel seines Buches korrekt besagt – ein philosophisches Traktat, dessen wenige „Adnoten“ ausschließlich philosophisch-psychoanalytischer Natur sind.²⁰ Auch sein neues Buch steht in diametralem Gegensatz zu dem vollmundigen Anspruch auf historisch und ethnologisch vergleichende Empirie, geht eklektizistisch und quellenunkritisch vor, argumentiert rein ahistorisch und tautologisch.²¹ Der Ursprung der Gewalt liegt schlicht in der Gewalt und – beileibe keine neue Erkenntnis: Gewalt kann u. U. Spaß machen. Die vielfach durchaus erfolgreiche Verhinderung von Gewalt, bei einem angeblich unbändigen und sinnlichen Urtrieb unmöglich, interessiert den Soziologen nicht, ebenso wenig wie das Ungleichgewicht der Geschlechter bei Gewaltexzessen zu erklären ist, das nicht einfach in Physiologie aufgeht.

Zudem sei an dieser Stelle die grundsätzliche ketzerische Frage erlaubt: Was können die kleinsten anthropologischen Nenner überhaupt aussagen, wenn sie so minimal sind, dass ihre kulturelle Vielfalt sogar diametrale Gegensätze als ihre Ausformung zulassen muss?²² Zur freien Assoziation nur zwei Beispiele: Erstens die empirische Ebene: Es besteht die Gelegenheit zur Massenvergewaltigung/zum „Bluttausch“/zum Pogrom, viele Männer machen mit, einige aber auch nicht. Zweitens die Metaebene: Alle Menschen haben neurophysiologisch messbare Erregungszustände im Zusammenhang mit Sexualität, Aggression, Angst und Schmerzempfinden, dennoch reagieren sie unter gleichen Rahmenbedingungen physiologisch und in ihren Handlungen extrem unterschiedlich. – Beginnen hier nicht erst die Fragen?

2. Natur in den Kulturwissenschaften

Die anthropologisierende Naturalisierung von Kultur ist in der Geschichtswissenschaft weiter verbreitet als vermutet. Auch in politisch unverdächtigen historischen Arbeiten schleichen sich weiterhin wertend beschreibende Aussagen über kollektive Mentalitäten von Gruppen oder Kulturen ein. Erst in den letzten Jahren

¹⁹ Sofsky, *Anthropologie*, 459.

²⁰ Vgl. Wolfgang Sofsky, *Traktat über die Gewalt*, Frankfurt a.M. 1996. (In den Fußnoten dominieren Namen wie Popitz, Baumann, Arendt, Freud, sogar Eibl-Eibesfeld sowie wissenschaftliche und literarische Autoren, die selbst auf triebanalytische Ansätze rekurrieren).

²¹ Wolfgang Sofsky, *Zeiten des Schreckens. Amok, Terror, Krieg*, Frankfurt a.M. 2002. Das letzte und einzig historische Kapitel zum NS fällt aus dem Buch heraus. Vgl. auch den Tenor der Rezension von Jürgen Kaube in der FAZ vom 19.03.2002. Sofskys Arbeiten erinnern in dieser Hinsicht stark an die Hans Peter Duerrs. Zu Duerr vgl. Maren Lorenz, *Körpergeschichte als Metageschichte*, in: *schrift/zeichen. literatur kunst religion* 3 (2001), 4–9, hier 7 f.

²² Dazu ausführlicher: Lorenz, *Vergangenheit*, 15–20.

werden Stereotypisierungen von Völkern und Ethnien, bestimmten sozialen Schichten oder auch den Geschlechtern als Kollektive in der Geschichtswissenschaft überhaupt hinterfragt.²³ Wenn ausführlicher ein älteres Beispiel vorgestellt wird, dann deshalb, weil der hier kritisierte Fernand Braudel, der Gründervater der Zeitschrift „Annales“, einer der Vorreiter einer modernen Kulturgeschichte war und anthropologischem Denken im Rahmen der neuen „Mentalitätsgeschichte“ nach dem Zweiten Weltkrieg einen Platz im Wissenschaftskanon sicherte. Die Titel der „Annales“-Beiträge weisen denn auch bis heute eine demographisch-anthropologische Dominanz auf. Dem nachhaltigen Erfolg seiner tausendseitigen „histoire totale“ des Mittelmeerraumes (Erstausgabe 1949) tun Braudels pauschal herablassenden Äußerungen z. B. über kulturell ‚unterentwickelte‘ Bergvölker, die im Vergleich zu höher entwickelten Küstenvölkern von minderer „Qualität“ seien, noch heute keinen Abbruch. Im Gegenteil: Braudels Theorie der „longue durée“ fußt zum Gutteil sogar auf dem Axiom der Inkorporierung kollektiver Mentalitäten durch geophysische Strukturen und einem nicht näher definierten, doch stark wertenden Zivilisationsbegriff. Ein Zusammenhang zwischen Außenwelt, d. h. Klima, Lebensraum und spezifischer Gesellschaftsentwicklung ist nicht zu leugnen, doch die Wechselwirkungen zwischen Umwelt und Individuum werden von Braudel nicht schlüssig erläutert, wenn er „den Menschenschlag des Bergbewohners“, hier die Korsen, als „barbarisch und außerhalb der Christenheit und der Zivilisation“ stehend sowie als „halbwildes Volk“ bezeichnete.²⁴ Davon abgesehen fehlen jedoch nachvollziehbare Kriterien, die eine normative Bewertung legitimieren könnten. So stufte Braudel z. B. die Alpenbewohner als weniger „primitiv“ ein als jene der Pyrenäen oder des Balkan, die nur eine „mäßige unvollständige Zivilisation“ darstellten. Denn „gemeinhin bilden die Berge eine Welt abseits der Kulturen, abseits jener Werke, die in den Städten und im Flachland geschaffen werden ... Ihre Geschichte besteht darin, keine zu haben.“²⁵ Solche Äußerungen – die sich nicht einmal auf traditionell diffamierte außereuropäische Kulturen bezogen – wurden in verschiedenen Auflagen bis heute unverändert gedruckt und nie thematisiert.

Ein anderes Beispiel wäre der Familienbegriff: Während z. B. die kabyliche patriarchale Familienstruktur für den Historiker Braudel nur eine niedere Verfälschung der römischen hoch zivilisierten „gens“ darstellte, war sie im Vergleich dazu für den ethnologisch arbeitenden Soziologen Pierre Bourdieu ein hoch elaboriertes, sogar im Mikro-Lebens-Raum (Haus) präzise verortetes Beziehungsgeflecht.²⁶ Den Begriff der „Verwandtschaft“ führt ausgerechnet auch Sofsky als eine anthropologische Konstante an.²⁷ Damit wäre nach systematisch anthropologischen

23 Ebd., 118 und 90–94.

24 *Fernand Braudel*, *Das Mittelmeer und die mediterrane Welt in der Epoche Philipps II.*, 3 Bde., Frankfurt a. M. 1992², Bd. 1, Kap. 1, 48.

25 Ebd., hier 44 f. Selbst innerhalb dieser Logik bliebe die Frage, warum dies ausgerechnet auf Lateinamerika oder die Reiche des Himalaya nicht zutrifft (Maya, Azteken, Tibeter etc.).

26 *Braudel*, *Mittelmeer*, 44 ff. Vgl. *Pierre Bourdieu*, *Das Haus oder die verkehrte Welt*, in: ders., *Entwurf einer Theorie der Praxis*, Frankfurt a. M. 1976, 48–66. *Ders.*, *Entwurf einer Theorie der Praxis – auf der ethnologischen Grundlage der kabylichen Gesellschaft*. Frankfurt a. M. 1976.

27 Vgl. *Sofsky*, *Anthropologie*, 459.

Kategorien eine Untersuchung z. B. der italienischen Mafia nicht mehr möglich, da das Klientensystem weit über Blutsverwandtschaft und Sippenstrukturen hinausreicht, dabei aber starke emotionale Bindungen ebenso wie eine klare Verwandtschaftsterminologie aufweist. Für ihre Mitglieder hat „la familia“ u. U. größere Bedeutung als die engste Blutsverwandtschaft. Der Begriff der „Familie“ sollte mithin flexibel auch als Verwandtschaft im sozialen Sinn verstanden und in offener Definition unabhängig von Blutsbanden als interpersonales Netz betrachtet werden. Dies geschieht in der Ethnologie seit langem. Diese Definition kann gerade auf Grund der Verschiedenartigkeit ihrer kulturellen Ausprägung minimale gemeinsame menschliche Grundmechanismen eines spezifischen Netzwerkes (hier ein daraus abzuleitendes selbstvergewisserndes Bedürfnis nach Zugehörigkeit zu einer identitätsstiftenden Gruppe) ebenso veranschaulichen wie die Bandbreite seiner Variabilität.

Die Anthropologisierung von Kollektivstrukturen (in Sofskys Studien zur Gewalt ist es z. B. die gewalttätige, von Jagdinstinkten getriebene „Meute“) ist gerade auch in der Medizingeschichte noch verbreitet. Der kanadische Sozial- und Medizinhistoriker (und wie Sofsky ein wissenschaftlicher Bestsellerautor) Edward Shorter behauptete etwa noch vor kurzem, „ethnic components“, also bestimmte Volkscharaktere, in seinem Falle jene von „Iren“, „Italienern“ und vor allem von „osteuropäischen Juden“, ließen sich noch bei ihren US-amerikanischen Nachkommen nachweisen. Shorter zitiert Untersuchungen zu „minority“-spezifischen psychosomatischen Krankheitsbildern New Yorker Bürger. Diese erklärt er zum Teil mit kulturellen Traditionen, maßgeblich seien aber nicht näher beschriebene kollektive genetische Dispositionen.²⁸ Des Politologen Daniel J. Goldhagens ‚völkische Antithese‘ vom antisemitischen Volkscharakter der Deutschen drehte den Spieß der Klassifizierungen um und sorgte hierzulande für entsprechenden Aufruhr in den Feuilletons.²⁹ Ein junger Mediävist versuchte vor kurzem sogar anhand der Alpha-Männchen der Schimpansen, das „Herrenrecht der ersten Nacht“ auf eine stammesgeschichtliche Disposition männlicher Hominiden zu Polygamie und Dominanz zurückzuführen.³⁰

Komplexere Phänomene der „Denkstilbegrenzung“ (Fleck) waren in der neueren Geschichte unserer Kultur bereits zweimal, erst mit dem Darwinismus, auf den die gesamte Soziobiologie zurückgeht, am Ende der industriellen Revolution und dann mit seiner Modernisierung als Humanethologie ab den Dreißiger Jahren und nach

²⁸ Edward Shorter, *From the Mind into the Body. The Cultural Origins of Psychosomatic Symptoms*, New York 1994, hier Kap. 4. Das gesamte Kapitel ist „jüdischen“ Krankheiten gewidmet, während Kap. 3 die „Risikogruppe“ Frauen behandelt.

²⁹ Daniel Jonah Goldhagen, *Hitler's Willing Executioners. Ordinary Germans and the Holocaust*, New York 1994.

³⁰ Vgl. Jörg Wettlaufer, *Das Herrenrecht der ersten Nacht. Hochzeit, Herrschaft und Heiratszins im Mittelalter und in der frühen Neuzeit*, Frankfurt a. M. – New York 1999, meine Rezension in: *PERFORM 2* (2001) H. 3, [01.05.2001], URL: <http://www.sfn.uni-muenchen.de/rezensionen/rezp20010317.htm>. Peripher eingestreut finden sich Essentialisierungen etwa bei Helga Schnabel-Schüle, *Überwachen und Strafen im Territorialstaat. Bedingungen und Auswirkungen des Systems strafrechtlicher Sanktionen im frühneuzeitlichen Württemberg*, Köln 1997, 200 und 294 oder bei Karl Wegert, *Popular Culture, Crime, and Social Control in 18th-Century Württemberg*, Stuttgart 1994, z. B. 180.

dem Zweiten Weltkrieg zu beobachten.³¹ Die scheinbare naturwissenschaftliche Legitimation solcher Menschenbilder rekurriert auf Modelle, die erst aus der Effektivitätsprämisse des kapitalistischen Systems heraus entstehen konnten (Wettbewerbsituation führt zum „survival of the fittest“) und nur aus der patriarchalen Perspektive eines maskulinen „agens“ (aktives Männchen erwählt und erobert passives Weibchen) funktionieren. Das grundsätzliche Problem solcher Biologisierungsbemühungen ist es, die Vielfalt der menschlichen Verhaltensweisen mit einem Minimum an genetischen Grundkonstanten erklären zu wollen, um die verwirrend widersprüchliche Welt letztendlich doch beruhigend überschaubar zu halten. Dies erklärt auch den publizistischen Erfolg solcher Theorien. Mangels biochemischer Beweisführung bedient man sich gern Versatzstücken der Psychoanalyse, die derartig popularisiert ist, dass dies kaum jemandem auffällt.

3. Kultur in den Naturwissenschaften

Diesen Notnagel vermeiden auch die in wachsendem Maße aus den USA und Australien importierten „behavioral genetics“ nur scheinbar. Auch sie halten verführerisch einfache Antworten auf komplexe Fragen bereit und lösten eine regelrechte polare „bio-vs.-culture“-Debatte aus. Die moderne Soziobiologie liefert genetische Erklärungen für quasi jedes kulturelle Phänomen, sei es sexuelle Gewalt³², die Neigung zum vorehelichen Beischlaf und zum Lügen, den Sinn für Ästhetik, die Zehn Gebote³³, Altruismus oder Drogenkonsum.³⁴ Hier findet eine Naturalisierung von Moral bzw. Unmoral statt, die gar den Anspruch erhebt, ein neues Wissenschaftszeitalter einzuläuten.³⁵ Nach der Phase der individuellen und politischen Emanzipation, die sich seit den 70er Jahren zwischen den beiden Polen Psychohi-

31 Noch aktuell: *Peter J. Bowler*, *Evolution. The History of an Idea*, Berkeley 1989 (rev. ed.) und *ders.*, *Biology and Social Thought. 1850–1914*, Berkeley 1993. S. auch *Eve-Marie Engels*, *Darwins Popularität im Deutschland des 19. Jahrhunderts: Die Herausbildung der Biologie als Leitwissenschaft*, in: Achim Barsch/Peter M. Hejl, *Menschenbilder. Zur Pluralisierung der Vorstellung von der menschlichen Natur (1850–1914)*, Frankfurt a. M. 2000, 91–145 sowie *Peter Weingart*, *Biologie als Gesellschaftstheorie*, in: ebd., 146–166 und *Thomas Junker/Eve-Marie Engels* (Hg.), *Die Entwicklung der Synthetischen Theorie. Beiträge zur Geschichte der Evolutionsbiologie in Deutschland 1930–1950*, Berlin 1999. Nach wie vor inspirierend für die Frage nach dem Paradigmenwechsel: *Thomas S. Kuhn*, *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen* (1962).

32 *Randy Thornhill/Craig T. Palmer*, *A Natural History of Rape. Biological Bases of Sexual Coercion*, Cambridge, Mass. 2000. Deren Interpretationen und Übertragung des Vermehrungsverhaltens der gemeinen Fruchtfliege fungierte bereits bei Vergewaltigungsprozessen in den USA als Entlastungsbeweis.

33 *Wolfgang Wickler*, *Die Biologie der Zehn Gebote. Warum die Natur für uns kein Vorbild ist*, München 1981.

34 Ausführlich zur Soziobiologie s. *Bernhard Kleeberg/Tilmann Walter*, *Der mehrdimensionale Mensch. Zum Verhältnis von Biologie und kultureller Entwicklung*, in: Bernhard Kleeberg et al. (Hg.): *Die List der Gene. Strategeme eines neuen Menschen*, Tübingen 2001, 21–67.

35 Vgl. dazu kritisch *Tilmann Walter*, *Konjunkturen und mögliche Folgen einer „Einheit des Wissens“*, anlässlich von Edward O. Wilsons gleichnamigem Buch, in: Kleeberg, List, 235–251. Bezogen auf: *Edward O. Wilson*, *Biologie als Schicksal. Die soziobiologischen Grundlagen menschlichen Verhaltens*, Frankfurt a. M. 1980.

storie und quantifizierender Sozialgeschichte abspielte, wird jetzt auch in den Geisteswissenschaften der Ruf nach letzten Gewissheiten wieder lauter. Ebenen sie doch scheinbar einen Weg für die Synthese von historischem Individuum und Gesellschaft. Während ein Großteil der Geschichtswissenschaft die Auseinandersetzung mit den naturwissenschaftlichen Vorgaben einfach verweigert, hat die „feindliche Übernahme“ der Definitionsmacht durch die Biowissenschaften jenseits der historischen Elfenbeintürme längst stattgefunden.³⁶

In Zeiten der „behavioral genetics“ und der Biotechnologie gewinnt der Wille, menschliches Verhalten retrospektiv zu erklären, damit vorhersagbar und scheinbar auch kontrollierbar zu machen, auf verschiedenen Ebenen an Bedeutung. Grundlage aller Diagnostik ist dabei die biochemische Bedingtheit des Menschen.³⁷ Dies führt inzwischen schon zu der Forderung von Hirnforschern, „von der Natur zu lernen und die Entscheidungssysteme in Politik und Wirtschaft an neuronalen Entscheidungsarchitekturen zu orientieren“.³⁸ Grundproblem solcher Biologisierung der menschlichen Wahrnehmungsstrukturen und Entscheidungsfreiheit ist, dass das Objekt der Forschung jedoch selbst das forschende Subjekt „verkörpert“. – Ist doch alles menschliche Denken und Handeln qua physischer Existenz zwangsläufig auf den Körper bezogen. Ohne den Körper als Fundament ist die Welt weder erfahrbar noch auslegbar. Um exakte Naturerklärung vornehmen zu können, hoffen die Humanwissenschaften durch Detailanalysen von Genen, neuronalen Netzen, Hormonen und Botenstoffen die gesellschaftlichen Implikationen ihrer Interpretation zu umgehen. Die gegenseitige Durchdringung von Forschungssprache und –gegenstand wird allerdings bis heute von den meisten Naturwissenschaftlern verleugnet.

Der Mediziner und Serologe Ludwik Fleck schrieb schon in den 30er Jahren von „Denkstilen“ und „Denkkollektiven“³⁹, die mittels sozialer Hierarchien nur innerhalb der Grenzen des eigenen Denkkollektivs und zwischen parallel strukturierten Kollektiven adaptive Varianten zur Diskussion zulassen. Wissenschaftlicher Wandel geschehe nur langsam über „Denkstilergänzung, Denkstilerweiterung, [und] Denkstilumwandlung“. Als Jude, gefangen in Auschwitz, spürte Fleck bald die Geltungskraft seiner Theorie am eigenen Leibe. Denn seit Ende des 19. Jahrhunderts hatte sich ein medizinischer und anthropologischer Rassediskurs akademisch eta-

36 Dem tragen neue populäre Wissenschaftsmagazine Rechnung, vgl. etwa das seit Anfang 2002 quartalsweise erscheinende „Gehirn & Geist. Das Magazin für Psychologie und Hirnforschung“ aus dem Hause „Spektrum der Wissenschaft“, Titelthema der Nr. 4 (2002) „Das gefährdete Ich“.

37 Der Ansatz ist so verführerisch, dass es inzwischen auch einen feministischen Zweig dieses Denkens gibt: Vgl. *Sara Blaffer Hrdy*, Mutter Natur. Die weibliche Seite der Evolution, Berlin 2000 und *Helen Fisher*, Das starke Geschlecht. Wie das weibliche Denken die Zukunft verändern wird, München 2000. Zu Tautologie und unzulässigem Reduktionismus dieses Monismus s. ausführlich *Walter*, Konjunkturen.

38 So der Hirnphysiologe *Wolf Singer*, Der Beobachter im Gehirn, in: Heinrich Meier/Detlef Ploog: Der Mensch und sein Gehirn. Die Folgen der Evolution, München 1997, 64. S. auch *ders.*, Der Beobachter im Gehirn. Essays zur Hirnforschung, Frankfurt a. M. 2002. Darin findet sich auch dieser Aufsatz wieder.

39 *Ludwik Fleck*, Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und vom Denkkollektiv, Frankfurt a. M. 1993 [Basel 1935].

bliert, der auf jahrhundertealten antisemitischen Traditionen aufsockelte und ohne diese nicht denkbar gewesen wäre. Die Wirkungsmacht solch epistemologischer Verschiebungen auch in den Naturwissenschaften (Kuhn) löste erst gegen Ende des kalten Krieges in den USA eine wissenschaftskritische Bewegung aus. Anhand der semantischen Analyse schriftlicher Dokumentation von Laborberichten, Schaubildern, Photographien und Computergraphiken führten amerikanische Wissenschaftskritiker vor, wie untrennbar, ja zirkulär wissenschaftliche Beweisführung ausgerechnet auch der scheinbar objektivsten Methoden funktioniert. Sie entlarvten die Produktion auch aktueller wissenschaftlicher „Fakten“ als aus axiomatischen Aussagen im Wortsinne „Gemachtes, Hergestelltes“ (lat. „facere“).⁴⁰

4. Sprache und Geisteswissenschaft

Sprache stellt das Wesentliche, wenn auch nicht das einzige Prinzip dar, mit dem Erleben und Wissensverarbeitung erfolgen und vermittelt werden.⁴¹ Während die besonders auf Sprache/Texte angewiesene Geschichtswissenschaft die Probleme des ‚narrativen‘ Erkenntnisgewinns mehrheitlich bis heute ignoriert, beschränkten Teile der Ethnologie schon früh neue Wege.⁴² Mary Douglas stellte in ihrem Vergleich verschiedener Kulturkreise in den sechziger Jahren fest, dass das kulturelle Medium, der sinnlich erfahren(d)e Körper gleichzeitig sein eigenes kulturelles Produkt sei, da Reflexion und Zuordnung ein Sinn gebendes Ordnungssystem voraussetzen. Douglas wies wiederholt darauf hin, dass der Körper trotz seiner „physischen Manifestation“ immer nur als „soziales Gebilde“ wahrgenommen und ausgedrückt werden könne. Zwischen den Ebenen der körperlichen Empfindung und deren Ausdeutung finde ein ständiger Austausch von Bedeutungsinhalten statt, bei welchem sich die beiden Wahrnehmungsweisen wechselseitig stärken. Eine klare analytische Trennung sei deshalb letztlich unmöglich.⁴³ Diese Erkenntnis bringt

40 Bruno Latour/Steve Woolgar, *Laboratory Life. The Construction of Scientific Facts*, Beverly Hills 1979; Andrew Pickering, *Constructing Quarks. A Sociological History of Particle Physics*, Edinburgh 1984; s. auch Bruno Latour, *The Pasteurization of France*, Cambridge, Mass. 1988 sowie Marianne Schuller/Claudia Reiche/Gunnar Schmidt (Hg.), *BildKörper. Verwandlungen des Menschen zwischen Medium und Medizin*, Hamburg 1998. Mit den Metaphern und Leitbegriffen der Genetik und ihrem Einfluss auf die Genese ihrer Konzepte befasst sich nun Sigrid Weigel: Vgl. *dies.*, Zur Lesbarkeit der Genetik, in: *UniMagazin Zürich* 2 (2000), 19–22 (als pdf-Datei: http://www.unicom.unizh.ch/magazin/2000/2/pdf/unimagazin_2_00.19-22.pdf). S. auch *dies.* (Hg.), *Genealogie und Genetik. Schnittstellen zwischen Biologie und Kulturgeschichte*, Berlin 2002.

41 Vgl. die Rezension von Wolfram Aichinger zu Maurice E. F. Bloch, *How we think they think. Anthropological Approaches to Cognition, Memory and Literacy*, Boulder 1998, in: *Historische Anthropologie* 7 (1999) H. 3, 467–472.

42 Der „linguistic turn“ ist im deutschsprachigen Wissenschaftsraum lange nicht überall angekommen und ‚durchgearbeitet‘ worden, Offenkundig wird dies spätestens auf den zweijährlichen Historikertagen. Zum Nachholbedarf vgl. z. B. Alessandro Barberi, *Clio verwunde(r)t*. Hayden White, Carlo Ginzburg und das Sprachproblem der Geschichte, Wien 2000.

43 Mary Douglas, *Ritual, Tabu und Körpersymbolik. Sozialanthropologische Studien in Industriegesellschaft und Stammeskultur*, Frankfurt a. M. 1981 [Natural Symbols 1970].

nicht nur trieborientierte Ansätze in Erklärungsnot, sondern auch rein biochemische. Das Bedürfnis, kulturwissenschaftliche Fragestellungen biologisch aufzulösen, wird dennoch stärker. „Interpretation“ von Welt wird mit „Erkenntnis“ verwechselt. Denn obwohl die moderne naturwissenschaftlich geprägte Körperwahrnehmung noch verhältnismäßig neu ist, halten wir sie für eine ewige Gewissheit. Ihr Entstehungsprozess interessierte lange nicht. Der Leib-Seele-Dualismus, den die Philosophen der frühen Neuzeit als logische Krücke und damit als Grundlage des modernen naturwissenschaftlichen Denkens eingeführt hatten, ist nur einer der bislang letzten Knoten im Knäuel der Geschichte, die Entwicklung der Psychoanalyse vor etwa hundert Jahren war ein weiterer. In der erst zweihundertjährigen Moderne des „Abendlandes“ haben beide Axiome heute jedoch mindestens ebenso allumfassende Leitfunktion wie die mehr als zweitausend Jahre gültige antike Säftelehre, die völlig in Vergessenheit geriet und deren noch vorhandene lange Schatten wir in den modernen Humanwissenschaften nicht mehr zu erkennen vermögen.⁴⁴

Obwohl in der historischen Forschung eher die soziale Formung menschlicher Verhaltensweisen in den Vordergrund gestellt wird (Stichworte: Sozialdisziplinierung, protestantische Ethik, Macht der Diskurse), lauert doch gerade dahinter gern die Macht einer (sexuellen und aggressiven) Natur, die es zu beherrschen gilt. Eine Argumentation, wie sie eher aus essentialistischen Kreisen erwartet wird. Wie wenig also die scheinbaren Richtungskämpfe von Essentialisten und Konstruktivisten in ihren „Axiomen“ voneinander entfernt sind und aufgrund ihrer Perspektive (Spektrum der Unterschiede statt Gemeinsamkeiten) doch zu ganz anderen Schlüssen kommen, lässt sich am besten daran ablesen, dass auch in scheinbar absolut dekonstruktivistischen Ansätzen wie denen Michel Foucaults oder Judith Butlers letztlich doch auf mehr oder weniger tiefenpsychologische Axiome Lacanscher Prägung verwiesen wird, auf unbewusste Bedürfnisse und Mechanismen, die sich vermutlich für immer der wissenschaftliche Analyse entziehen werden, da forschendes Subjekt und Forschungsobjekt eben identisch sind. Das Problem liegt also zunächst darin, „daß es eigentlich ganz unmöglich ist, einen konsequent anti-essentialistischen Standpunkt einzunehmen. Das Essentielle befindet sich die ganze Zeit irgendwo im Hintergrund, denn es ist unmöglich zu behaupten, daß etwas eine Konstruktion sei, ohne gleichzeitig vorauszusetzen, daß etwas anderes es nicht sei.“⁴⁵ Die Konsequenz, die entschiedene Gegner des Konstruktivismus aus solcher Logik für gewöhnlich ziehen, so auch der hier zitierte schwedische Mentalitätshistoriker Arne Jarrick, der gegenwärtig an einem interdisziplinären ethologischen Projekt

44 Eindrucksvoll dargestellt von: *Barbara Duden*, *Geschichte unter der Haut*. Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen um 1730, Stuttgart 1987. S. auch: *Maren Lorenz*, *Kriminelle Körper – Gestörte Gemüter*. Die Normierung des Individuums in Gerichtsmedizin und Psychiatrie der Aufklärung, Hamburg 1999 sowie *Ulinka Rublack*, *Erzählungen vom Geblüt und Herzen*. Zu einer historischen Anthropologie des frühneuzeitlichen Körpers, in: *Historische Anthropologie* 9 (2001) H. 2, 214–232.

45 *Arne Jarrick*, *Halbwegs zwischen Materialismus und Konstruktivismus*. Über Mentalitäten und soziale Konstruktionen innerhalb der Geschichtsforschung, in: *Axel Lubinski/Thomas Rüdert/Martina Schattkowsky*, *Historie und Eigen-Sinn*. Festschrift für Jan Peters, Weimar 1997, 41–50, hier 49.

zur kulturellen Evolution des Menschen arbeitet, besteht darin, sich bestimmte essentialistische Positionen der Naturwissenschaften zu eigen zu machen.⁴⁶

5. Psychoanalyse geht immer und überall

Da besonders die Humanethologie als Teilbereich der Biologie letztlich auf eine Kombination darwinistisch-psychoanalytischer Triebmodelle rekurriert, scheinen spätestens jetzt einige deutliche Worte zur Psychoanalyse angebracht: Sie erfreut sich als Lückenfüller schwarzer Erkenntnislöcher bis heute großer Beliebtheit, da sie ein transhistorisch wie transkulturell stabiles und geschlechterdichotomes Menschenbild suggeriert. Der allumfassende Anspruch erklärt auch, warum später, zu Zeiten der Studentenrevolte und des kalten Krieges, die Psychoanalyse eine ideale Gegenposition für das ebenfalls alles erklären wollende marxistische Ökonomie-Modell lieferte, das allein auch den Erfolg des Nationalsozialismus nicht erklären konnte. An dieser Stelle kann keine detaillierte Historisierung der Psychoanalyse erfolgen, wie sie vor allem, aber nicht nur, in der historischen Hexen- oder Biographieforschung Anwendung findet.⁴⁷ M.E. stellt die Psychoanalyse auch in ihren Modifikationen keine historische Methode dar, obwohl gerade sie von psychohistorisch arbeitenden Historikern als erkenntnisleitende Konsequenz aus den „neue(n) blinde(n) Flecken“ des „linguistic turn“ ins Felde geführt wird.⁴⁸ Freuds spezifische Annahmen auf andere Zeiten oder Kulturen zu übertragen, halte ich vor allem aus folgendem Grund für methodisch unzulässig: Durch die der Psychoanalyse inhärente Vorannahme, jede Gesellschaft sei nur eine Variante der einen (eigenen), wird der Befund von Universalien unvermeidlich und ordnet diese zwangsläufig in der Hierarchie der Evaluation vor den Unterschieden an.⁴⁹ In jenen Fällen, in de-

46 Zu diesem eindeutig humanethologischen Projekt unter Federführung des Stockholmer Zoologen Magnus Enquist s. ausführlich: <http://ethology.intercult.su.se>.

47 Zur neueren differenzierten Anwendung vgl. den Sammelband *Peter Brooks/Alex Woloch (Hg.), Whose Freud? The Place of Psychoanalyses in Contemporary Culture*, New Haven–London 2000, v. a. darin: *Toril Moi, Is Anatomy Destiny? Freud and Biological Determinism*, 71–92.

48 Weithin bekannt die Arbeiten *Peter Gays*, v. a. sein „Freud für Historiker“, Tübingen 1994; ebenso *Lyndal Roper*, die Freuds Traumdeutung als *das* Werkzeug zur Interpretation subjektiver Erfahrungen anpreist (v. a. 453, 457 ff., 462 f.), ohne zu berücksichtigen, dass die von ihr untersuchten Traumbilder zeit- und kulturspezifisch auftreten und keineswegs archaische Entitäten darstellen. Dazu generalisiert sie bestimmte Körpererfahrungen auf eben jene Weise als geschlechtsspezifische Konstanten, die Judith Butler logisch dekonstruiert hatte (460 f., 464 f.) Vgl. *Lyndal Roper*, *Jenseits des linguistic turn*, in: *Historische Anthropologie* 7 (1999) H. 3, 452–466.

49 Die rein logische wie auch empirische Kritik an Einzelaspekten der Psychoanalyse wie z. B. Freuds Theorie des sexuellen Missbrauchs, Schizophrenie- oder Traumlehre, der Symboltheorie, brachte eine Flut an Publikationen hervor, auf die hier nur grundsätzlich verwiesen werden kann. Auf der Suche nach naturwissenschaftlicher Legitimation orientiert sich nun sogar das Sigmund-Freud-Institut an der Neurobiologie: Vgl. etwa *Marianne Leuzinger-Bohleber*, *Traum und Gedächtnis – Psychoanalyse und Cognitive Science im Dialog*, in: Stephan Hau/Wolfgang Leuschner/Heinrich Deserno (Hg.), *Traum-Expeditionen*, Tübingen 2002, 165–182 sowie *dies./Rolf Pfeifer*, *Embodied Cognitive Science und Psychoanalyse – ein interdisziplinärer Dialog zum Gedächtnis*, in: Patrizia Giampieri-Deutsch (Hg.), *Psychoanalyse im Dialog der Wissenschaft*, Bd. 1: *Europäische Perspektiven*, Stuttgart u. a. 2002, 242–270.

nen eine entschärfte Variante der Psychoanalyse Anwendung findet, kommt das suggestive Element dieses Axioms erst recht zum Ausdruck, zumal wenn hierfür typischerweise auf fiktionale Texte als historische Quellen zurückgegriffen wird. Ein Beispiel dafür wäre die Analyse der Französischen Revolution durch Lynn Hunt, in der sie „collective imaginations“ durch die Freudsche Familientheorie zu erklären versucht.⁵⁰ Dieses Beispiel erwähne ich deshalb explizit, da Hunt in theoretischen Reflexionen über das methodische Dilemma des Verhältnisses von Individuum und Kollektiv und die Konstituierung des „Selbst“ erneut vage auf eine Psychoanalyse rekurriert, die zwar nicht ahistorisch argumentieren, aber kollektive Dispositionen erhellen können müsste. Wie die Historisierung des „Selbst“ dabei konkret in Abgrenzung vom Ahistorismus Freuds oder Lacans erfolgen soll, bleibt völlig unklar, auch wenn Hunt Foucault und Elias als historisierende Psychohistoriker empfiehlt.⁵¹ Dadurch wird der Fokus nicht weniger axiomatisch, nur verschleierter als bei offen nach Ursachen für Unterschiede spürenden konstruktivistischen Ansätzen. Hinter einigen tiefenpsychologischen Modellen verbergen sich schlicht allgemeinemenschliche Erfahrungen über Gewissens- und zwischenmenschliche Konflikte. Diese sollen keineswegs in Abrede gestellt werden. Solche psychischen Mechanismen (z. B. Ängste) waren auch früheren Generationen bekannt und wurden traditionell religiös erklärt und bearbeitet (wie jeder Ethnologe weiß). Freud baute alte Muster zu einer neuen, zeitspezifischen rational-normativen Hierarchie zusammen (Denkstilumwandlung).⁵² Wer sich mit der medizinischen und religiösen Gedankenwelt der Frühen Neuzeit beschäftigt, findet viele prä-freudianische Biologismen noch in der aktuellen psychiatrischen Lehre wieder.⁵³

Damit sind wir erneut bei der Rolle der „Erfahrung“ für die Geschichtsforschung angekommen. Die dramatische Tautologie dieser doppelt bedeutsamen Kategorie

⁵⁰ Vgl. Lynn Hunt, *The Family Romance of the French Revolution*, London 1992. (Dieses Beispiel fand auch deshalb Erwähnung, um nicht schon wieder die Lieblingsthemen der Psychogeschichte zu strapazieren: Das Verhältnis der Nicht-Juden und Heterosexuellen zu Juden und Homosexuellen sowie deren und die eigene [imaginierte] Sexualität.) Selbstverständlich geht es aber auch bei Hunt letztlich um Sexualität und deren Tabus (De Sade, Inzest, Pornographie).

⁵¹ S. Lynn Hunt, *Psychoanalysis, the Self, and Historical Interpretation* (conference paper 1996): http://cohesion.rice.edu/humanities/csc/conferences.cfm?doc_id=363 und *dies.*, *Psychologie, Ethnologie und „linguistic turn“* in der Geschichtswissenschaft, in: Hans-Jürgen Goertz (Hg.): *Geschichte. Ein Grundkurs*, Reinbek 1998, 671–693.

⁵² Einen kurzen Einblick in die Freudsche Theoriwerkstatt gewährt z. B. Philipp Sarasin, *Reizbare Maschinen. Eine Geschichte des Körpers 1765–1914*, 417–433, auch wenn der Autor in seinen sonstigen Arbeiten diese Methode in Lacanscher Ausprägung selbst für anwendbar hält. Vgl. *ders.*, *Autobiographische Ver-Sprecher. Diskursanalyse und Psychoanalyse in alltagsgeschichtlicher Perspektive*, in: *Werkstatt Geschichte 7* (1994), 31–41.

⁵³ Zu den Hintergründen der Säftelehre und der daraus abgeleiteten dichotomischen Psychopathologisierung des weiblichen Geschlechts in der Physiologie seit der Aufklärung vgl. Lorenz, *Kriminelle Körper. Wer die frühneuzeitliche Gutachtung in Mord-/Totschlagsfällen, v. a. bei sog. „Beziehungstaten“ mit der heutigen vergleicht, wird auf frappierende Parallelen stoßen. Noch deutlicher wird dies bei Notzuchtdelikten*, vgl. Maren Lorenz, *„Weil eine Weibsperson immer so viel Gewalt hat als erforderlich“*. Sexualität und sexuelle Gewalt im medizinisch-juristischen Diskurs und seiner Praxis (17. bis Anfang des 20. Jahrhunderts), in: Franz X. Eder/Sabine Frühstück (Hg.): *Neue Geschichten der Sexualität. Beispiele aus Ostasien und Zentraleuropa 1700–2000*, Wien 2000, 145–166.

kann hier nur erwähnt werden, wurde noch vor kurzem in dieser Zeitschrift ausführlich thematisiert.⁵⁴ Als Erfahrungswissenschaft seit der Antike primär narrativ arbeitend und darum nach wie vor mit dem Problem der Objektivierung beschäftigt⁵⁵, ist die Geschichte im Zusammenhang mit der (De-)Konstruktion von Bedeutung auf die „Schnittstelle von Selbst und Gesellschaft“ gestoßen.⁵⁶ Kollektive Erfahrungen und damit auch Erinnerungen setzen sich zusammen aus Erfahrungen, die Individuen [aus]machen und die deren Handeln und Denken prägen; diese sind räumlich und zeitlich zu differenzieren.

6. Körperlichkeit als Effekt kulturellen Trainings

Angesichts solcher ineinander verknotteter Fallstricke soll nun kurz auf einige im ‚mainstream‘ der Geschichtsforschung unbeachtete Denkmodelle verwiesen werden, die keine sklavischen Handlungsanleitungen geben, mit deren Anregungen vielmehr für das Problem der auch in historiographischen Texten verborgenen normativen Menschenbilder sensibilisiert werden soll.

Die funktionalistischen Theorien des Anthropologen und Soziologen Marcel Mauss über das soziale Lernen selbst scheinbar eindeutig angeborener „Körpertechniken“ sind weithin in Vergessenheit geraten. Mauss, besonders an von der Psychoanalyse besetzten Feldern interessiert, wies anhand von persönlichen Erfahrungen aus dem Ersten Weltkrieg darauf hin, dass selbst einfache Bewegungsmuster wie Gehen, Springen, Klettern, Graben, Schwimmen oder Tauchen zwar unbewusste, aber keineswegs instinktgesteuerte Reflexe sind. Im Gegensatz zu späteren Forschern beschäftigte sich Mauss auch mit geschlechts- und generationsspezifischen Unterschieden bei Atmung, Stimmlagen oder emotionalen Reaktionen, die nicht

⁵⁴ *Kathleen Canning*, Problematische Dichotomien. Erfahrung zwischen Narrativität und Materialität, in: *Historische Anthropologie* 10 (2002) H. 2, 163–182. Sie weist dabei auf die drei zentralen Forschungsfelder Erinnerung, Körper und Subjektivität hin, die eng miteinander verwoben sind.

⁵⁵ Für diesen Teufelskreis gibt es spätestens seit Maurice Halbwachs (1925) immer wieder Lösungsangebote, vgl. als Überblick *Clemens Wischermann*, Geschichte als Wissen, Gedächtnis oder Erinnerung? Bedeutsamkeit und Sinnlosigkeit in den Vergangenheitskonzeptionen der Wissenschaften vom Menschen, in: ders. (Hg.), *Die Legitimität der Erinnerung und die Geschichtswissenschaft*, Stuttgart 1996, 55–86 sowie *Jörn Rüsen*, *Narrativity and Objectivity in Historical Studies*. Draft (conference paper 1996): http://cohesion.rice.edu/humanities/csc/conferences.cfm?doc_id=369. Vgl. auch die weiteren Vorträge jenes Symposiums „History and the Limits of Interpretation“, Rice University, März 1996, v. a. Frank Ankersmit, Carol Quillan, Joan Scott, John H. Zammito: http://cohesion.rice.edu/humanities/csc/conferences.cfm?doc_id=330.

⁵⁶ Vgl. *Canning*, *Dichotomien*, 163 und 165 f. Einen Überblick über die Probleme bieten *Klaus Müller/Jörn Rüsen* (Hg.), *Historische Sinnbildung. Problemstellungen, Zeitkonzepte, Wahrnehmungshorizonte, Darstellungsstrategien*, Reinbek 1997. Ausgelöst wurde eine heftige Debatte darüber, ob sich Erfahrung allein in Sprache und damit letztlich doch in einer Produktion von Wissen durch Außenfaktoren auflösen lässt, durch einen Artikel von *Joan Scott* in: *Critical Inquiry* 17 (1991), 773–797: *The Evidence of Experience*, Wiederabdruck in: Terrence J. Macdonald (Hg.), *The Historic Turn in the Human Sciences*, Ann Arbor 1996, 379–406.

anatomisch oder physiologisch erklärbar sind.⁵⁷ Damit machte er auf das zentrale und bis heute vorherrschende Missverständnis der fatalen Gleichsetzung von „Unbewußtem“ mit „Trieben“ aufmerksam. Unbewusstes Handeln kann durchaus das Ergebnis von Sozialisation sein, das je länger und je hegemonialer über die Generationen transportiert, kaum noch als kulturelle Prägung erkennbar ist.

Diese Differenzierung bildet auch den Kern des Habituskonzeptes des durch Lévi-Strauss geprägten Soziologen Pierre Bourdieu, der in den 80er Jahren einer der Nachfolger Mauss' am Collège de France wurde. „Habitus“ ist, analog zu den „kulturellen Codes“ der Ethnologie, ein kollektives System unbewusst funktionierender Denkstile und WahrnehmungsfILTER, das durch Sozialisation über die Zeiten weitergegeben wird. Auf diese Weise entstehen dauerhafte Handlungsmuster und Wertungen, die soziale Distinktion und Manifestation verschiedener Gruppen zur Folge haben und gleichzeitig die Grenzen des geistigen Horizontes des Individuums abstecken. Bourdieus Theorie gründet deshalb auch in erster Linie auf „körperlichem Kapital“, das den Zugang zu „symbolischem“, „sozialem“ und „ökonomischem“ Kapital bereits festlegt.⁵⁸ Dieser grundlegende Punkt wird leider auch von der Bourdieu-Rezeption weitgehend übersehen und als körperloser Konstruktivismus (Sozialisation ist alles) missverstanden.

Fehlen darf in einer Kurzvorstellung der unterschiedlichen Körper- und damit Menschenbilder deshalb auch nicht die feministische Forschung. Erst vor einigen Jahren begannen die Ränder der historischen Disziplinen, die von der feministischen Wissenschaftsgeschichte aufgedeckte Setzung weiblicher Biologie als polaren Gegenentwurf zum „Mann(s)Bild“ als grundlegend für patriarchale Gesellschaften wahrzunehmen und sich mit dem Problem der religiösen und sozialen Konstruiertheit auch der scheinbar letzten ‚natürlichen‘ Wahrheiten auseinanderzusetzen.⁵⁹ – Wer würde heute behaupten, das Lesen wissenschaftlicher Texte führe – so bis in die 60er Jahre in gynäkologischen Lehrbüchern nachzulesen – „beim Weibe“ zu Gebärmutterdeformation und Sterilität?⁶⁰ Die Verdienste der feministischen Forschung, die übrigens offen zu ihren normativen Ansprüchen stand und

57 Vgl. *Marcel Mauss*, Die Techniken des Körpers, in: ders., *Soziologie und Anthropologie*, 2 Bde., Frankfurt a.M. 1989, Bd. 2, 199–220 [Les techniques corporelles 1934].

58 Vgl. speziell dazu: *Pierre Bourdieu*, Die männliche Herrschaft, in: Irene Dölling/Beate Kraus (Hg.), *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis*, Frankfurt a.M. 1997, 153–217 und *ders.*, Männliche Herrschaft revisited, in: *Feministische Studien* 2 (1997), 88–99. Abgesehen von Geschlecht, spielt z.B. auch Behinderung oder Invaliderität eine entscheidende Rolle. Behinderung, d.h. ein körperlicher ‚Mangel‘, kann z.B. auch Linkshändigkeit sein, die in verschiedenen Kulturen den Zugang zu sonst erblich geregelten Führungspositionen wegen „Unreinheit“ verhindert und sich weit auf alltägliche Praktiken erstreckt.

59 Wegweisend: *Claudia Honegger*, Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib, Frankfurt a.M. 1991; *Donna Haraway*, *Primate Visions. Gender, Race, and Nature in the World of Modern Science*, New York 1989 und *Londa Schiebinger*, *Am Busen der Natur. Erkenntnis und Geschlecht in den Anfängen der Wissenschaft*, Stuttgart 1995.

60 Derartige Thesen finden sich z.B. in allen Auflagen (1924 – 1958) des gynäkologischen Standardwerkes von *Ludwig Seitz/Alfred I. Amreich* (Hg.), *Biologie und Pathologie des Weibes. Ein Handbuch der Frauenheilkunde und der Geburtshilfe*, 12 Bde., Berlin–Innsbruck–München–Wien 1953–55 (hier Bd. 6, 3. Teil).

deshalb extrem bekämpft wurde (und wird), seien als bekannt vorausgesetzt. Hier soll nur auf den vorläufigen Siedepunkt dieser Debatte eingegangen werden. Diesen markieren die gern missverstandenen Arbeiten der US-amerikanischen Literaturwissenschaftlerin Judith Butler. Ihre Überlegungen gründen auf Befunden der Ethnologie und Linguistik ebenso wie auf der Diskurstheorie Foucaults und gehen doch weit darüber hinaus.⁶¹ Butler bezweifelt sogar die Ontologisierung der Zweigeschlechtlichkeit und damit das Fundament des Patriarchats wie des Feminismus gleichermaßen. Frauen und Männer seien keine zwei Kollektive, die sich durch elementare anatomische Unterschiede auszeichneten. Der Feminismus habe durch Übernahme der Zweigeschlechtlichkeit die patriarchalen Muster nur in anderer Form repetiert und lasse den Individuen ebenfalls keinen „Zwischen-Raum“ für variable Konzepte der Identitätsbildung. Statt zweier biologischer Körper (sexes), die nachträglich mit sozialer Bedeutung aufgeladen werden (gender), gibt es laut Butler nur „Geschlechtskörper“ (gendered bodies) als Effekte „performativer Praktiken“, wie sie es nennt, also der Einübung durch Nachahmung. Diese Geschlechtskörper können nur als aufeinander bezogene Pole gelesen werden, woraus sich die „heterosexuelle Matrix“ ergibt, in deren Rahmen alle gesellschaftlichen und individuellen Handlungsmöglichkeiten bleiben müssen, wollen sie nicht als „widernatürlich“ gebrandmarkt werden. Geschlecht ist für Butler ein „Effekt“ spezifischer „Machtformationen“. Die Unterscheidung zweier Geschlechter anhand zweier ständig mystisch beschworener Organe dekonstruiert sie als durch Tabus und Gesetze abgesicherte kulturelle Setzung, die nicht aus anatomisch-biologischen Gründen zwingend entlang der Penis-Vagina-Grenzlogik verlaufen müsste, würde man diesen Unterschied nicht höher bewerten als etwa Haar- oder Augenfarbe. Erstens würden andere Ausschlusskriterien zu anderen Bedeutungsinhalten führen, und zweitens wären Sanktionen bei Abweichung überflüssig, wenn es sich tatsächlich um eine pränatal festgeschriebene Geschlechtsidentität handeln würde. Nach dieser logischen Dekonstruktion ist Geschlecht keine biologische Tatsache, sondern rein sprachlich produziertes Konstrukt im Sinne de Saussures. So wird, so sollte man meinen, jede Variante Freudscher Denkart als Erklärungsansatz obsolet. Butler postuliert jedoch nicht die freie Wahl der Geschlechtsidentität. Im Gegenteil beschreibt sie den gemeinhin unsichtbaren Prozess „leiblicher Einschreibungen“ durch Nachahmung als sanften Zwang, der durch individuelle wie generationsübergreifende Wiederholung einübt und dabei unsichtbar wird (performance). Ihre Definition ist im wesentlichen durchaus deckungsgleich mit dem Habitus-Begriff Bourdieus. In ihren neuesten Veröffentlichungen verstrickt sich Butler jedoch immer weiter in dem Bemühen, die analytischen Leerstellen, die sich in letzter Instanz immer um die Motivation/Motivlagen des Individuums, sein Bewusstsein vom ‚ich‘ und der Welt – zeitweilig in den Geschichtswissenschaften auch „Mentalität“, wenn nicht gar „Triebkräfte“ genannt – zu füllen. Plötzlich feiern im Zusammenhang mit der Entstehung von Geschlechtsidentität und hegemonialer (Zwangs-) Heterosexu-

61 *Judith Butler*, *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt a. M. 1991 und *dies.*, *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*, Frankfurt a. M. 1991.

alität Freudsche Verdrängungstheorien des (homosexuellen) Liebesobjektes fröhliche Urstände als letzte Antwort auf erste Fragen.⁶² So schließt sich sanft der Kreis zwischen scheinbar absolut konträren Positionen.

7. Suche nach dem Ausweg

Die deutschsprachige Geschichtsforschung weigert sich bisher noch mehrheitlich, ihre axiomatischen Menschenbilder, die unsichtbar im Hintergrund jeder historischen Analyse stehen, auch nur zu benennen, geschweige denn sie zu hinterfragen. Dies verwundert, da doch neuerdings Erfahrungsgeschichte(n) und schon seit längerem Fragen nach Einstellungswandel und Entscheidungsprozessen die Ereignisgeschichte ergänzen und problematisieren. Das Erklärungspotential v. a. der körperbezogenen Modelle Foucaults, Bourdieus und Butlers jenseits einer individualisierenden, vielmehr Mikro- und Makroebene bzw. Alltagsgeschichte und Elitendiskurse synthetisierenden Forschung wurde von der Historiographie bislang kaum beachtet. Ausgerechnet sie, die sich dem Primat der Hermeneutik verschrieben hat, ignoriert so die Historizität auch des eigenen Blicks, der in unserer Wissenschaftskultur gleichzeitig stark humanbiologisch und psychoanalytisch geprägt ist. Dabei zwänge gerade die historische Methode zu besonderer Sorgfalt im Umgang mit Begriffen und assoziativen Attributen. Der Modernisierer der Hermeneutik, Hans Georg Gadamer, hatte – wenn auch mit anderer Ziel- und Blickrichtung auf die Sprache der Quellen – eben diesem heiklen Punkt schon 1960 ein ganzes Buch gewidmet:

„Die Forderung, die Begriffe der Gegenwart beiseite zu lassen, meint nicht eine naive Versetzung in die Vergangenheit. ... Historisch denken heißt in Wahrheit, die Umsetzung vollziehen, die den Begriffen der Vergangenheit geschieht, wenn wir in ihnen zu denken suchen. Historisch denken enthält eben immer schon eine Vermittlung zwischen jenen Begriffen und dem eigenen Denken. ... In der Angewiesenheit auf immer neue Aneignung und Auslegung besteht das geschichtliche Leben der Überlieferung. Eine richtige Auslegung an sich wäre ein gedankenloses Ideal, das das Wesen der Überlieferung verkennt ...“⁶³

Vor dem Hintergrund von Gadamers „hermeneutischer Differenz“ möchte ich mich abschließend deutlich gegen eine neuerdings propagierte Psychosomatisierung der Kulturwissenschaften aussprechen.⁶⁴ Gerade weil unzweifelbar ist, dass das Bewusstsein vom „ich“ mehr ist als die Summe seiner biochemisch beschreibbaren Teile und weil spezifische Körperbilder und -normen Gesellschaften erst konstituieren und legitimieren, sollte körperhistorischen Fragestellungen ein Platz

⁶² Vgl. *Judith Butler*, *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*, Frankfurt a. M. 2001.

⁶³ *Hans Georg Gadamer*, *Sprachlichkeit als Bestimmung des hermeneutischen Vollzugs*, in: *Wahrheit und Methode. Grundzüge einer philosophischen Hermeneutik*, Tübingen 1965, 2. Aufl., 374, 375.

⁶⁴ Vgl. *Tilmann Walter*, *Medikalisierung, Körperlichkeit und Emotionen: Prolegomena zu einer neuen Geschichte des Körpers*, in: *Journal für Psychologie* 2 (2000), 25–49.

in der Historiographie verschafft werden. Nur die Historisierung der Körperlichkeit in all ihren Facetten kann Fallstricke bei der Naturalisierung menschlichen Verhaltens sichtbar machen. Doch warne ich vor der Synthese von Naturwissenschaft und neurologisch verbrämter Psychoanalyse für historische Forschungen, wie es im Schlagschatten der Biochemie längst in den Literatur- und Medienwissenschaften und in Teilen der Gewaltsoziologie geschieht.⁶⁵ Unlängst wurde sogar vorgeschlagen, vier „semiotische Ebenen“ miteinander zu verbinden: „die chemischen und elektrochemischen Regelkreisläufe des endokrinen und des limbischen Systems, die innerpsychischen Vorgänge [?], die sozialen Verhaltensformen und die symbolischen Codes kultureller Deutungsmuster“.⁶⁶ Abgesehen davon, dass kein Geisteswissenschaftler auch nur die Binnenvailidität hirnpfysiologischer Studien beurteilen kann, wird stets übersehen, dass gerade die jeweils ultimativen naturwissenschaftlichen Erkenntnisse verwelken wie Blätter im Herbst. Hirnpfysiologie und Neurologie haben nach wie vor keinerlei Kenntnisse über den „Inhalt“ neurochemischer Vorgänge, sondern stellen durch Computersimulation Zonen und Phasen von Erregung und Ruhe farblich dar, „symbolisieren“ nur das Unsichtbare. Chemische Abläufe wie in Modellen von Neurotransmittern und Botenstoffen werden „bezeichnet“ und binnenlogisch stringent beschrieben, jedoch nicht bewiesen, was z. B. der angewandten Pharmakologie Kopfzerbrechen, etwa bei der Behandlung von Sexualstraftätern oder der Neurotraumatologie bei der Rehabilitation von Schädel-Hirn-Traumatisierten bereitet. Die Benennung und Interpretation biochemischer Visualisierungen ist nach wie vor abhängig von den sich wandelnden Rahmenbedingungen, wie sie Saussure, Fleck, Gadamer oder zuletzt Butler beschrieben haben. Geschichtsdeutung kann auch nicht durch „tiefenpsychologische Hermeneutik des Vergangenen“ erfolgen, wie zusätzlich gefordert wird.⁶⁷ Wenn solche Etablierung trieborientierten Denkens in postmodernisierter Form nun ernsthaft vorgeschlagen wird, kann ich darin nur das Bedürfnis erkennen, in einer naturwissenschaftlich dominierten „science community“ wieder ernst genommen zu werden, ohne schlichten evolutionären Gentheorien aufzusitzen.⁶⁸ Der „hermeneutische Zirkel“ und das Misstrauen gegenüber jeglichem Holismus bleiben jedoch

65 Beispiele dafür von Seiten der Literaturwissenschaften wären die Arbeiten *Claudia Benthien*s, v. a. *Haut. Literaturgeschichte, Körperbilder, Grenzdiskurse*, Reinbek 1999 und auch *Christina von Brauns*, z. B.: Zur Bedeutung der Sexualbilder im rassistischen Antisemitismus, in: Inge Stephan/Sabine Schilling/Sigrid Weigel (Hg.), *Jüdische Kultur und Weiblichkeit in der Moderne*, Köln 1994, 23–49; sowie *Elisabeth Bronfen*, *Nur über ihre Leiche. Tod, Weiblichkeit und Ästhetik*, München 1994. Für die Frühneuzeitforschung wäre zuerst Lyndal Ropers zu nennen. Auf die NS-Zeit- und Mittelalterforschung scheinen psychoanalytische Erklärungsmuster noch ungleich anziehender zu wirken, vgl. *Lorenz*, *Vergangenheit*, 53–59.

66 *Walter*, *Medikalisierung*, hier 38–41. Auch hier wird also eine Verbindung von Neurophysiologie und einer durch diese naturwissenschaftlich verifizierte und psychoanalytisch inspirierte Psychosomatik angestrebt.

67 Ebd.

68 Diesen Tenor weisen auf: *Philipp Sarasin*, *Mapping the Body. Körpergeschichte zwischen Konstruktivismus, Politik und „Erfahrung“*, in: *Historische Anthropologie* (7) 3/1999, 437–451 und *Wolfgang Schmale*, *Gender Studies. Männergeschichte, Körpergeschichte*, in: ders. (Hg.), *Mannbilder. Ein Lese- und Quellenbuch zur historischen Männerforschung*, Berlin 1998, 7–33.

weder den empirischen noch den philosophischen Wissenschaften erspart, so sehr beide Seiten dies auch zu vertuschen suchen. Die Geschichtsforschung kann diesen Teufelskreis nicht durchbrechen, aber sie sollte ihn immer wieder sichtbar machen.⁶⁹

⁶⁹ Damit schließe ich mich Kathleen Canning an, die sich ebenfalls gegen das Denken von Konzepten und Kategorien in polaren Gegensätzen wendet und fordert, „unsere Verpflichtung auf das Kausalitätsprinzip ab[zu]schwächen, ohne das Ziel, historischen Wandel zu analysieren, ganz aufzugeben.“ *Canning*, *Dichotomien*, 182.